

## MENSCHSEIN IN GUANTÁNAMO

### *Fragen*

Die amerikanische Militärbasis Guantánamo, ein 117 Quadratkilometer kleines Gelände an der Südspitze Kubas, ist einer wundesten Punkte der Gegenwart. Ich habe nicht die Absicht, eine Analyse der Rechtsbrüche zu unternehmen, die sich an diesem Punkt der Erde kreuzen. Mit Guantánamo bin ich weder als Juristin noch als Politologin noch überhaupt als Wissenschaftlerin konfrontiert worden, sondern als Schriftstellerin, die mit ihren Mitteln versucht hat, den Menschen oder genauer: dem Menschsein unter den dort geschaffenen Bedingungen nahezukommen. Die Erfahrungen, die ich während der Arbeit gemacht habe, und diejenigen mit der Öffentlichkeit, die auf das Buch reagierte, haben mir Erkenntnisse verschafft, von denen ich mir nicht hatte träumen lassen. Sie alle betreffen die Frage, was uns befähigt und was uns hindert, Menschenrechte anzuerkennen und Menschenrechtsverletzungen wahrzunehmen.

Menschenrechte sind ein universales Postulat; sie formulieren den einklagbaren Anspruch eines jeden Menschen, sein Menschsein verwirklichen zu können, und umreißen einen Rahmen für das, was den Menschen als solchen ausmacht. Mit ihnen soll die Gleichheit aller Menschen objektiv begründet werden. Darauf, daß die Objektivität des westlich-aufklärerischen Begriffs der Menschenrechte bezweifelt werden kann, komme ich später. An dieser Stelle kommt es mir erst einmal darauf an, daß sich diese Gleichheit sich, idealerweise, auch subjektiv ermitteln läßt – mittels einer Fähigkeit, mit der sich jeder Mensch jedem anderen Menschen gleichmachen kann, indem er sich jenseits der Unterschiede auf die inneren Gemeinsamkeiten besinnt. In der Beziehung vom Einzelnen zum Einzelnen läßt sich herausfinden, was zum Menschen gehört. Aber diese scheinbar simple zwischenmenschliche Erkenntnis ist weder unmittelbar zugänglich noch ohne weiteres zulässig – vor allem nicht ex negativo. Die Absicht, zu erforschen und zu zeigen, wie ein Mensch seines Menschseins beraubt wird, stößt auf zähe Hindernisse. Von diesen will ich sprechen, indem ich von Guantánamo spreche. Aus einer Chronologie will ich dabei die Fragen entwickeln, um die es mir geht.

## *Fakten*

Am 7. Oktober 2001, knapp vier Wochen nach dem 11. September, begann der Krieg in Afghanistan. Er wurde als Akt der Selbstverteidigung Amerikas gegen die Taliban legitimiert, die den mutmaßlichen Drahtzieher der Anschläge in New York, Osama Bin Laden, nicht ausliefern wollten – jedenfalls nicht zu den Bedingungen der USA. Es war ein Krieg, in dem sich nicht die Militärs zweier Staaten gegenüberstanden, sondern einer den anderen überfiel, weil er Terroristen bzw. Terroristenhelfern Unterschlupf gewährte, und nebenbei dessen Regime beseitigte. Die Schnelligkeit und Bereitwilligkeit, mit der diese völkerrechtlich ungesicherte Militäraktion vom Zaun gebrochen wurde, läßt sich nur durch die Betäubung nach dem Zusammenkrachen der Türme in Manhattan erklären. In diesem Moment hatte Bush die Parole ausgegeben: „Wir werden sie in ihren Löchern finden und ausräuchern.“ Bis heute ist dieser Krieg nicht zu Ende. Einen Monat nach seinem Beginn führte der amerikanische Präsident und Oberbefehlshaber den Begriff des unrechtmäßigen oder ungesetzlichen Kämpfers buchstäblich ins Feld. Zunächst bezeichnete Bush damit die Terroristen, die auf amerikanischem Boden Anschläge vorbereiten und durchführen. Innerhalb kürzester Zeit wurde der Begriff „ungesetzlicher Kämpfer“ auf all die Männer ausgeweitet, die im Lauf des Afghanistankrieges gefangen bzw. gegen Kopfgeld gekauft und ausgeliefert wurden. Damit entstand eine Gruppe von Menschen, die zwar im Zusammenhang von Kriegshandlungen in Gefangenschaft genommen, aber nicht als Kriegsgefangene im Sinn der 3. Genfer Konvention betrachtet wurden. Sie waren und sind bis heute „rechtlose Menschen“ – eine paradoxe Bezeichnung, über die noch zu reden sein wird. Noch einmal zwei Monate später, am 11. Januar 2002, landeten die ersten von ihnen an einem Ort, der wie für sie geschaffen war: Guantánamo Bay.

Im Jahr 1903 hatte die kubanische Regierung das Gelände für 99 Jahre an die USA verpachtet. Sie bezahlten dafür jährlich 2000, später 4000 Dollar. Damit hätte eigentlich seit Castros Revolution Schluß sein müssen. Doch da der Scheck in diesem Jahr einmal eingelöst wurde, erklärten die USA die Pacht für verlängert, auch wenn Kuba dies dementiert. Womit wir im juristischen Bereich von Vermietung und Verpachtung wären – auch davon scheint das Mutterland von Law and Order nicht viel zu halten. Interessanter aber sind die Probleme der Rechtszuständigkeit auf dem Areal selbst. Erstens liegt es außerhalb des US-

Territoriums, und zweitens untersteht es der Militärgerichtsbarkeit. Kein ziviles US-Gericht hat also Zugriff auf die Personen, die sich dort befinden. Ein Journalist fragte im Jahr 2004 einen Pentagonbeamten, warum man dieses heiße, schwer erreichbare kubanische Eckchen – US-Flugzeuge dürfen die Insel nicht überfliegen – für die Gefangenen aus der Region in und um Afghanistan ausgesucht habe. Die Antwort lautete: „Weil die Rechtsberater sagten, dort könnten wir mit ihnen machen, was wir wollen.“

### *Medien*

Im Lauf des Jahres 2002, genauer: ab Januar füllte sich das Lager. Nachrichten sickerten kaum nach draußen. Weder der Name Guantánamo noch das Lager selbst wurde in der Öffentlichkeit durchschlagend bekannt. Von dem Geschehen dort gelangte nicht viel mehr ins allgemeine Bewußtsein als ein paar Bilder, auf denen kleine, orangerot uniformierte Gestalten an Drahtzäunen entlanggeführt wurden. Mit einigem Willen konnte man erfahren, daß sie in Käfigen gehalten wurden und daß die gebeugte Haltung und der langsame Gang von den Ketten herrührten, die sie außerhalb dieser Käfige tragen mußten. Die spärliche Art der Information hatte System. Bilder konnten nur aus großer Entfernung gemacht werden. Journalisten durften sich den Gefangenen nicht nähern; das wurde, in schönem Einklang mit der 3. Genfer Konvention, mit den Persönlichkeitsrechten der Gefangenen begründet. Die wenigen, die eine Akkreditierung erhielten, waren auf die streng kontrollierten Aussagen der Lagerleitung angewiesen. Im Jahr 2003 beschloß ich, das Lager zum Gegenstand eines Romans zu machen – als eher zufälliges Sujet eines Romans, der sich mit dem Thema Gewalt und Gefangenschaft auseinandersetzen sollte. Die meisten in meiner persönlichen Umgebung konnten kaum etwas mit dem Stichwort Guantánamo verbinden. Genau das wurde der Grund dafür, daß ich dem Buch diesen Titel gab. Die Verbindung zwischen einem klingenden, exotischen Namen einerseits, in dem das Lied von der „Guantanamera“ mitschwang, wenn nicht gar die Assoziation an Blumen oder Schmetterlinge, und andererseits der brutalen Realität, die sich dahinter versteckte, diese Verbindung schien mir genau die Kluft zwischen Schönheit und rohen Fakten, Traum und Wirklichkeit zu markieren, die die Literatur überbrücken will. Der Titel sollte also zweideutig sein, ein Vexierbild, ein Kippbild. Doch dann kippte der Kontext des Wortes. Er kippte

auf die Seite des Lagers. Heute verbindet niemand mehr mit Guantánamo ein Lied, eine Blume oder einen Schmetterling. Nicht einmal die reale karibische Landschaft und das Meer in der Bucht fallen uns dabei ein. Der Bedeutungswandel des Titels hin zu einer unzweideutigen Bezeichnung illustriert drastisch die Macht der Medien über die bzw. innerhalb der Realität.

Wann war es soweit, daß sich die Medien des Lagers soweit angenommen hatten, daß Guantánamo zur Chiffre und zum Inbegriff des Lagers der Gegenwart wurde? Es gehört ebenfalls zur medialen Macht, daß wir uns daran kaum mehr erinnern können. Das Lager Guantánamo begann zu existieren, als sich die Bilder, der Ort und zudem Begriffe wie Genfer Konvention, Kriegsgefangene und unrechtmäßige Kämpfer bzw. deren englische Entsprechungen zusammen mit anderen Merkmalen, zuallererst die Käfighaltung, zu einer sensationellen Einheit verdichtet hatten. Das geschah erst im Lauf der Jahre 2003 und 2004. Heute kann man bei Wikipedia unter dem Stichwort „Guantánamo Bay“ einen endlosen Artikel über die Entwicklung des Lagers abrufen, oder man kann das Buch des Deutschtürken Murat Kurnaz über die Jahre seiner Haft lesen. Damals ließ sich allenfalls etwas über die Vorgeschichte der Militärbasis erfahren, und Murat Kurnaz war der namenlose *Bremer Taliban*, dessen Mutter und Anwalt größte Mühe aufwendeten, die deutsche Öffentlichkeit auf das Phänomen Guantánamo aufmerksam zu machen.

Zu dieser Zeit recherchierte ich am Bildschirm und mit der Hilfe von Bekannten, die beisteuerten, was sie zu fassen bekamen – eine Reportage aus dem englischen „Guardian“ etwa, die auf Gesprächen mit Wärtern beruhte, oder eine Dokumentation in irgendeinem Regionalfernsehsender. Das Ergebnis dieser Phase Mitte 2003 ist in bestimmter Hinsicht spektakulär. So kümmerlich nämlich die Informationen waren, die man hierzulande als durchschnittlicher Medienkonsument geliefert bekam, so reich war die Ausbeute, sobald ein klares Interesse im Spiel war. Die Quellen waren vielfältig: Zeitungsartikel, vielfach aus den USA selbst, Reportagen, Hintergrundanalysen, offizielle und geheime Fotos, Pentagon-Verlautbarungen, Interviews, Blogs etc. Die Situation im Internet bewies, daß weltweit viele dabei waren, Informationen zu sammeln und Links zusammenzustellen. Eine Fülle von Einzelheiten ließ sich abgleichen, verbinden, korrigieren und zu einem präzisen Mosaik zusammensetzen: vom Essensplan über die exakte Bestrafungsskala etwa bei der Zuteilung von Duschzeiten,

von den genauen Maßen der Käfige bis zur Zusammensetzung des Overallstoffs – 35 % Baumwolle, 65 % Polyester –, vom ausgeklügelten Fesselungssystem bis zu den zugeteilten Gegenständen, den sogenannten comfort items, von den Hungerstreiks und Selbstmordversuchen bis zu den Bedingungen der Flugzeugtransporte, von intensiven Diskussionen und Enthüllungen der Verhör- und Foltermethoden bis hin zum Umzug der Gefangenen aus den Käfigen von Camp X-Ray in die Zellen aus Containerstahl von Camp Delta. Das eigentliche Ergebnis der Nachforschungen war: Wer wissen wollte, konnte wissen, lange bevor die globale Empörung über die Menschenrechtsverletzungen laut wurde, für welche Guantánamo heute steht.

### *Bilder*

Im April 2004 wohnte ich für ein paar Wochen in einem Holzhaus auf einem grünen Hügel nicht weit von den Catskills, die den einfachen Juden New Yorks in den Zwanzigern und Dreißigern als Wochenendaufenthalt dienten, mit Picknickplätzen, Tanzsälen und Casinos. Um mich herum andere Stipendiaten von überallher. In Deutschland ging gerade der Roman in den Satz. Jeden Tag lag die New York Times auf dem Tisch, und eines Tages sah man auf dem Titelblatt das erste Bild einer Folterung in dem irakischen Gefängnis Abu Ghraib. Täglich folgten weitere. Wir beobachteten aneinander, was Bilder bewirken. Zunächst ein Schock, Ungläubigkeit. Abwehr. Dann eine Scham, die zwischen der Scham des Opfers und der des Täters, zwischen Mitgefühl und Schuldbewußtsein changiert. Zumal aus den Worten der amerikanischen Stipendiaten klang ein Ton, in dem ich die mir so bekannte deutsche Scham wiederfand. Ich war froh, für mein Buch keine entsprechenden Folterbilder aus Guantánamo zur Verfügung gehabt zu haben. Sie hätten mich gehindert, meiner eigenen Phantasie möglichst vorsichtig und genau mit der Sprache zu folgen. Nebenbei wurde klar, daß Abu Ghraib die Fortsetzung von Guantánamo war. Nicht nur, weil Geoffrey Miller, der Gefängnisdirektor von Abu Ghraib, vorher der Lagerkommandant von Guantánamo gewesen war – sondern auch, weil hier der zweite Krieg herrschte, der als Krieg gegen den Terror definiert war und als solcher die über Jahrhunderte erwirkten internationalen rechtlichen Grundsätze außer Kraft setzte. So wie in Afghanistan eine falsche Gleichsetzung der Taliban mit der Al-Kaida die Mißachtung dieser Prinzipien legitimieren sollte, so sorgte jetzt die

falsche Verbindung zwischen Saddam Hussein und Al-Kaida für die Entfesselung der Rechtlosigkeit, zum Beispiel in Abu Ghraib. Sie wurde von den Verantwortlichen geduldet, ja gefördert. Douglas Rumsfeld hatte die Aufnahmen von den Digitalkameras der Folterer längst gesehen. Was ließ sich darauf erkennen?

Das ikonische Bild der Militärpolizistin Lynndie England, die in einem Gefängnisflur einen nackten Gefangenen an der Leine hält, ist die Konkretisierung einer rechtlosen Situation. Wir sehen, wie eine Frau einen Mann quält, der seiner Rechte beraubt ist. Noch kürzer: Wir sehen einen, nein zwei rechtlose Menschen in einem rechtsfreien Raum. Lynndie England aus der Trailersiedlung in West Virginia weiß nicht, daß sie in diesem Moment außerhalb des Rechts steht, im Gegenteil, sie glaubt, daß sie in ihrer Funktion das Recht durchsetzt. Es wird für sie ein Schock gewesen sein, daß sie – zufällig – verurteilt wurde. Denn sie hat nur exekutiert, was ihr vorgegeben war. Sicher hat man ihr nicht befohlen, den Mann an die Leine zu nehmen oder Berge aus nackten Gefangenen zu bauen. Aber man hat ihr zu verstehen gegeben, daß sie es nicht mit Menschen zu tun hatte. Die höchsten Autoritäten des Staates, für den die Zwanzigjährige in das schwarze Loch Irak gehen mußte, hatten ihr das übers Fernsehen eingehämmert. Zitat Rumsfeld: „*Diese Leute* haben eine andere kulturelle Einstellung. Sie würden sich nichts draus machen, mit einem ganzen Bus voll Sprengkörper in ein Haus reinzufahren, und sie glauben, daß Gott ihnen das befohlen hat.“ Oder: „*Diese Leute* sind fanatische Terroristen. Sie gehören zu den gefährlichsten, am besten gedrillten und heimtückischsten Mördern auf dem ganzen Erdball ... Sie haben eine Menge Fertigkeiten erworben, mit denen man unschuldige Menschen töten kann – nicht andere Soldaten.“ Das heißt, die amerikanischen Soldaten hatten es mit primitiven Ritualmördern zu tun, die (mit allen militärrechtlichen Konsequenzen) keine soldatischen Gegner waren. Wie man mit ihnen umgeht, klingt aus Rumsfelds Worten: „Wir haben einen ordentlichen Sack voll von der Straße weggeholt, so daß sie nicht noch mehr Menschen umbringen können.“ O-Ton Dick Cheney: „Dies sind die Schlimmsten der Schlimmen. Sie sind sehr gefährlich. Sie haben sich dem Ziel verschrieben, Millionen von unschuldigen Amerikanern umzubringen, und sie sind hundertprozentig bereit, selbst dabei draufzugehen.“ Die psychologische Botschaft dahinter lautet: Vor solchen Massenmördern muß ein Amerikaner entsetzliche Angst ha-

ben. Da sie ihren eigenen Tod dabei in Kauf nehmen, ist es nur natürlich, sie zu quälen und zu töten, wie man gerade Lust hat. George Bush drückte sich, was Guantánamo angeht, einfacher aus. Er definierte die Gefangenen so: „The only thing I know for sure is that *these people* are bad people.“

Eine rhetorische Analyse dieser Propagandasätze würde noch viel mehr zutage fördern, angefangen von dem wegwerfenden Ausdruck „diese Leute“ – „these people“, der die Fremden aus Afghanistan, Pakistan, Irak etc. zu Wesen einer anderen, jedenfalls niederen Spezies erklärt. So wird der Name Mensch systematisch eliminiert und das Paradox eines rechtlosen Menschen geschaffen. Daß ein aufrecht gehendes Wesen grundsätzlich Rechte hat, daß also der Gefangene und die Wärterin vor diesem Anspruch absolut gleich sind, wird unlogisch, wenn es sich in einen Fall um einen Menschen, im andern um eine vom Menschen unterschiedene Existenzform handelt. Lynndie England hat uns das mit ihrer Leine drastisch gezeigt: Sie hielt den Gefangenen in diesem Fall als Hund, genauer: Sie hielt ihn für einen Hund. Die offizielle Sammelbezeichnung für den Nichtmenschen, der folgerichtig auch kein Träger von Menschenrechten ist, lautet: Terrorist.

### *Ecce homo*

Mit diesem Begriff, der mittlerweile den gesamten politischen Diskurs beherrscht, wird das Fundament der Menschenrechte zerstört. Ihre Universalität wird außer Kraft gesetzt oder, anders gesagt, das absolute Differenzierungsverbot, das verhindern soll, bestimmte Gruppen vom Menschsein auszuschließen, seien es etwa Moslems, Frauen, Mörder, Behinderte, Amerikaner oder Tyrannen. Man sollte meinen, das Differenzierungsverbot sei leicht einzuhalten. Aber im konkreten Leben und Erleben sind Mensch und Rechtssubjekt kein Synonym. Was ist ein Mensch? Eine schlichte Definition hat Brecht im Einheitsfrontlied gegeben: „Und weil der Mensch ein Mensch ist, drum braucht er was zum Essen, bitte sehr.“ In der zweiten Strophe heißt es: „... drum braucht er auch Kleider und Schuh.“ Und in der dritten: „... drum hat er Stiefel im Gesicht nicht gern.“ Die letzte schließlich beginnt bekanntlich: „Und weil der Prolet ein Prolet ist, drum wird ihn auch kein anderer befreien.“ Hier geht es um den Klassenkampf, in dem sich der Prolet erst zum Menschen befreien muß, indem er sich das Recht auf Essen, Kleidung und körperliche Unversehrtheit erkämpft.

Definitionen, was ein Mensch sei, gehen fast immer von dem Menschen aus, der seiner Rechte beraubt ist; um in Brechts Bild zu bleiben: vom hungernden, nackten, getretenen Menschen. Am Anfang dieser Tradition steht das *Ecce homo*, diese blitzartige Definition in dem Augenblick, als der römische Oberkommandant Pilatus den gefolterten Jesus vor die Menge führt: Seht, der Mensch oder, noch präziser: Da, ein Mensch. In dieser Tradition steht auch der Titel des berühmten Auschwitz-Berichts von Primo Levi. Sein Titel wurde so übersetzt: Ist das ein Mensch? Im Italienischen lautet er: *Se questo è un uomo* – Wenn dies ein Mensch ist. Das ist grammatikalisch bewußt falsch. Es müßte heißen: *Se questo fosse un uomo*, wenn dies ein Mensch wäre. Der Halbsatz *Wenn dies ein Mensch wäre ...* könnte nur so vervollständigt werden: „... dann wäre er nicht in Auschwitz und würde nicht so behandelt“; da er aber KZ-Häftling ist, wird sein Menschsein geleugnet. Aus dem Entweder-Oder wird ein Sowohl-als auch. Damit hat Levi das Paradox des rechtlosen Menschen auf den Punkt gebracht. Sein Protagonist, also er selbst, ist kein Rechtssubjekt. Er ein Ding der Unmöglichkeit, ein Widerspruch in sich, nämlich zugleich Mensch und KZ-Häftling. Eins von beidem müßte im Konjunktiv Irrealis stehen, beides aber ist real.

Das ist die Realität des Opfers, eines Opfers willkürlicher menschlicher Gewalt – etwas, was vom idealen Standpunkt der Menschenrechte aus gesehen nicht sein kann, weil es nicht sein darf. Für die konkrete Wahrnehmung ist diese widersinnige Realität eines entmenschten Menschen eine Zumutung. Es ist leicht, in einem sogenannten zivilisierten Menschen sich selbst zu begegnen; einem Opfer nahekommen, ist schwer. Ein entrechteter, beraubter, ein hungernder, nackter, getretener Mensch sieht einem Menschen nicht mehr ähnlich. Das *Ecce homo* erschreckt uns – wie etwa der stinkende, betrunkene Obdachlose mit dem offenen Bein auf dem Gehsteig, der uns nur in einem verdrängten Aspekt verwandt ist: dem Aspekt unserer eigenen Ohnmacht. Die spontane, erzwungene Identifikation mit dem Opfer erzeugt, wie man am Anblick der Abu-Ghraib-Fotos ablesen kann, Scham und Schuldbewußtsein. Das Problem ist weniger ein moralisches als ein existentielles. Hohe psychische Schwellen müssen überwunden werden, um die Universalität des Menschseins nicht nur kognitiv, sondern emotional zu erkennen und anzuerkennen. Wir sind nicht unmittelbar bereit, uns zu sagen: Das bin ich. Solange das Opfer ein anderer ist und bleibt, sind wir unbehelligt. Sich mit ihm zu identifizieren, bedeutet eine Gefahr. Die

subjektive Kehrseite der Universalität, die Introspektion, verlangt von uns eine Selbstdefinition, die angstbesetzt und demütigend ist. Wer sich in einen verstümmelten Bettler oder einen sexuell mißhandelten Gefangenen hineinversetzt, wird ihm gleich. Vor dieser Selbsterfahrung schützt uns eine Reihe von Tabus, die zum Schweigen, zum Wegschauen und zum Vergessen führen. Ähnliches gilt übrigens für die andere, die Täterseite – auch hier trifft das Paradox vom entmenschten Menschen zu, mit dem wir ebenso verwandt sind und dessen Realität ebenfalls von Tabus verdeckt wird. Dem zu folgen, würde zu weit führen – ich werde diesen Punkt aber noch einmal wenigstens berühren.

### *Information ist Einbildung*

Was ein Mensch ist – ein Mensch im vollen Sinn, ein Mensch, der eins ist mit seiner Würde – begreift man, indem man sich der Erfahrung des Beraubtseins und der Würdelosigkeit aussetzt. Jeder Mensch hat diese Erfahrung schon gemacht. Es gilt nur, sich – und damit die verinnerlichteten Tabus – zu überwinden und sich zu erinnern. Hier bin ich wieder direkt bei Guantánamo. Ich behaupte, man muß sich nur erinnern, um zu wissen, was mit einem Menschen dort geschieht. Sie werden sagen: Ich habe noch nie in einem Käfig gelebt, ich bin noch nie stundenlang angekettet beim Verhör gestanden oder gehockt, ich bin noch nie tagelang in eine heruntergekühlte Isolationszelle gesperrt worden. Ich halte dagegen, daß körperliche Schmerzen, Eingesperrtsein, Ungewißheit, Warten, Angst, Peinlichkeit, Ausweglosigkeit, Unterwerfung in jedem Leben von Anfang an vorkommen. Scham, die sich auf Tabus stützt, verdeckt diese privaten Erfahrungen. Es gehört Überwindung dazu, sie aus ihrem Versteck zu locken. Damit ist der Weg zur Extremsituation des Entrechteten eingeschlagen. Das Vehikel ist ein induktives Verfahren. Während sich die Menschenrechte deduktiv aus einem Begriff des Menschen ableiten lassen, erschließt sich der subjektive Anspruch auf diese Rechte aus den individuellen Erfahrungen. Individuell, das heißt unteilbar. Natürlich läßt sich die Erfahrung des einen nie mit der des anderen zur Deckung bringen. Das verzweifelte Warten auf die Entlassung aus einem Krankenhaus ist etwas anderes als die Ungewißheit eines Guantánamo-Gefangenen, der völlig orientierungslos auf unbestimmte Zeit festgehalten wird. Trotzdem schafft die Erinnerung an das eine die Brücke zum Verständnis des anderen. *Über* diese Brücke führt ein anderes Transportmittel, das

allerdings mit der Erinnerung eng verwandt ist und das viele Namen hat: Imagination, Inspiration, Phantasie, Vorstellungsvermögen, Einbildungskraft.

Ohne dieses Transportmittel würde jede Information spurlos an uns vorübergehen. Es wäre unmöglich, das sekundenkurze, von einem unbeteiligten Text begleitete Tagesschaubild der in skurriler Position hinter Drahtmaschen knienden Gestalten mit dem Gefühl einer Verletzung zu verbinden. Erst die Einbildungskraft, die sich mit der persönlichen Erfahrung verbindet, macht daraus eine Information, die diesen Namen verdient. Formare ist das lateinische Wort für bilden, Gestalt geben, informare tendiert demnach zu der Bedeutung von Einprägen, aktiv hinein-bilden, ein-bilden. Eben diese Arbeit der Information habe ich angestrebt – im Versuch, von innen heraus zu verstehen, was eine Gefangenexistenz aus einem Menschen macht. Der geringere Teil war das Sammeln der Daten und Fakten, die den Rahmen steckten für die Einbildung: Versenkung, Überwindung, Erinnerung, Phantasie. Auch ich habe noch nie gefesselt mit Augenklappen, Ohrschützern und Mundschutz auf einem Geröllboden gekniet – also in einer Haltung, die in der Sprache der Folterprofis zu den „stress positions“ zählt. Aber nachdem ich einiges über diese Position, ihren Zweck, ihren Zeitpunkt, ihre Dauer und ihre Technik wußte, konnte ich mein Arbeitsmittel, die Sprache, dafür verwenden, zum Ausdruck zu bringen, was darin mit einem Menschen geschieht. Ich habe sozusagen das Bild des Gefesselten mit den verschlossenen Sinnesorganen angehalten und mich für die Länge eines Kapitels hineinbegeben.

**Da ist der Schmerz in den Knien, der Atem im Ohr. Also lebt er. Er will es nicht wissen. Aber er kann die Ohren nicht zuhalten, die Augen nicht verschließen. Er ist schon taub, er ist schon blind, hört nur sich und sieht nur sich, ohne Blick, gelähmt, im Körper verschlossen. Er sucht den Ausgang, den Weg zurück. Er tastet in der Enge. Überall stößt er an, stößt auf sich selbst. Der Kopf ist zu, nichts kann hinein, nichts kann heraus. Nur manchmal bildet sich ein Nebel, undurchlässig und betäubend, die Bilder zerfließen, und er vergißt, wie er hier hergeraten ist, eingepackt, wegtransportiert, aus dem Flugzeug geworfen, wieder ausgepackt, neu verschnürt, die Hände in wattierte Handschuhe gesteckt, Augen und Ohren zugeklebt, eine Mütze auf den Kopf gesetzt, Mund und Nase verhüllt, auf den Boden**

**geworfen, liegen gelassen, schief in sich selbst verwickeltes, geballtes Fleisch.**

**Seit er auf der Erde kniet, hat er viel gelernt. Mit dem Atmen fängt es an. Die Öffnungen enden in einer engen Kammer, einer weichen Schale vor Nase und Mund. Die Luft füllt die Maske. Er hechelt langsam, mit offenem Mund, kurz und flach, bis ihm schwindlig wird, und horcht auf den Atem, als wäre es nicht seiner. Ruhig, nicht denken, nicht bewegen. Der Boden schwankt. Es rauscht und strömt im Schädel. Geduckt, gekrümmt kniet er in der Hitze und lauscht und träumt. ...**

**Pausenlos pumpen die Lungen, Einsaugen, Auspressen, Stauen, Zurückkehren. Der hohle Strom fließt heiß hinunter, heiß herauf, immer derselbe, nie genug. Zwischen Ein und Aus strudelt die Luft. Sie wühlt Orte auf, schwemmt Bilder an, spült Namen unter, nichts dringt herein, nichts fließt ab, ein brodelnder Stau.**

In einen von der Außenwelt abgeschnittenen Körper hineinzuschlüpfen, der im wesentlichen aus Schmerzwahrnehmungen besteht, das war meine erste Übung – man kann fast sagen, eine Meditation. Sie bewegte sich zwischen der puren Empfindung und einem wissenschaftlichen Experiment. Es ergab sich eine ganz neue Skala von Wertungen, bei der mir z.B. klar wurde, daß jede Form der Bewegung befreiend sein muß; ein Stiefeltritt ist also schließlich angenehmer als die erzwungene, schmerzhafteste Starre, und außerdem bringt er die ersehnte Gewißheit, daß noch eine Außenwelt existiert. Das klingt vielleicht zynisch, aber die Nüchternheit eröffnet Zugänge, die die Sentimentalität versperrt. Meine Frage war: Was wäre, wenn ich ein Gefangener wäre? Dazu mußte ich sein Dasein von innen her analysieren. Ich war in Rashid, dem Gefangenen, und ich war draußen; ich war Arzt und Kranker zugleich. Mit ihm ging ich schreibend und phantasierend in den Käfig, ins Verhör, unternahm einen Selbstmordversuch, erlebte ein Traumdelirium, zog schließlich in die Metallzelle von Camp Delta um; mit ihm erfuhr ich, was Alltag, Gewöhnung und Resignation unter den Bedingungen des Lagers heißt, und mit ihm durchlebte ich einen Prozeß, der aus einem braven Hamburger Halbdeutschen einen um den Glauben bemühten Moslem macht, weil diese Existenz die einzige ist, die ihm einen Grund gibt, im Lager zu sein. Natürlich waren diese Vorstellungen meine eigenen, auch wenn ich sie streng auf den Rahmen aus recherchierten Daten abgestimmt hatte – ein

Rahmen, der zugleich ein Halt war. Wie immer beim literarischen Schreiben war der Unterschied zwischen Herausfinden und Erfinden fließend. Ich dachte mir z.B. aus, daß es einen Mitgefangenen mit einigem Humor gibt, der die Häftlinge Orang-Utans oder einfach Orangs nennt. Ich versuchte zu erfinden und zu ergründen, was aus einem Menschen wird, der damit zurechtkommen muß, viel zu viel Zeit auf viel zu wenig Raum zu haben. Ich entdeckte dabei, daß es innerhalb der Situation des Lagers wiederum bessere und schlechtere Situationen gibt, Momente von Vergessen und, relativ wie immer und überall, so etwas wie Glück. Etwa wenn die Nacht ruhig ist und man den Finger in den Wassereimer steckt und dann damit über die Käfigmaschen fährt:

**Mit dem nassen Zeigefinger berührt er das Gitter auf Brusthöhe und fährt über die Lücken nach unten, Masche für Masche hopst der Finger über den Draht und hält inne, er will sich nicht hinunterbeugen, er paßt auf, die Leichtigkeit nicht zu verbrauchen. Jetzt passiert etwas, eine fast unsichtbare Bewegung drüben den Weg hoch. Hart am Sichtrand steht gegenüber ein Gefangener, steht wie er in seinen vier Wänden an der Drahttür und hebt die Hand. Vielleicht schützt er die Augen vor dem Halogenlicht. Aber er steht da und schaut und hebt die Hand, und Rashid hebt die Hand und wartet und läßt sie wieder sinken. Eine kleine Verzögerung, dann sinkt auch die des andern, ein entferntes Spiegelbild; jetzt wendet sich der Orang ab, er verschwindet einfach in der Tiefe des Käfigs.**

Das ist die bloße Phantasie, ein Bild, eingebaut in ein bezeugtes nächtliches Panorama von einer Käfigreihe unter Halogenlicht. Was haben solche Bilder mit der Wirklichkeit zu tun? Ganz einfach, sie sagen: So könnte es sein. Als ich sie entwarf, ahnte ich nicht, daß ich damit verschiedene Tabus überschritt. Erst später wurde ich mit ihnen konfrontiert und genötigt, sie zu identifizieren. Das erste ist ein moralisches Tabu. Es verbietet, einen realen Mißstand auszumalen, weil damit den realen Opfern ihr Eigentum an ihren Leidenserfahrungen weggenommen und ihnen dadurch neues Unrecht angetan wird. Das zweite ist ein erkenntnistheoretisches, ich nenne es das realistische. Es behauptet, daß nur die realen Opfer etwas wissen können und deshalb nur die Zeugen und die Journalisten für die Wirklichkeit zuständig seien. Die Ästhetik erschafft nur eine Wirklichkeit zweiten Grades, deren Wahrheitsgehalt von der Berichterstattung grundsätzlich übertroffen wird. Das dritte Tabu ist eine Kombination aus beiden.

Es verbietet, den rechtlosen Raum zu betreten, weil er grundsätzlich unzugänglich ist. Demnach wäre es eine sowohl moralische als auch intellektuelle Anmaßung, sich in ein Opfer realer Gewaltvorgänge hineinzuversetzen.

### *Tabus*

Tabus sind Schweigegebote. Ursprünglich markieren sie heilige Bezirke. Bis heute sind sie dazu da, Wirklichkeitsbereiche auszugrenzen, die unsere gesellschaftlichen Übereinkünfte und unsere Selbstwahrnehmung erschüttern. Wie man anhand der Digitalfotos aus Abu Ghraib spürt, sollen sie uns schützen, indem sie uns vor allzu schmerzlichen Erfahrungen und Erkenntnissen bewahren. Wer in die Nähe einer tabuisierten Zone kommt, weicht wie unter Zwang zurück. Jeder kennt diese Bannkreise, diese unsichtbaren Schranken. Man nennt sie Berührungsängste: Gefühle von Ehrfurcht, Scheu, Peinlichkeit, Scham, Lähmung. Die Medien, allen voran die dominanten, die mit Bildern arbeiten, scheuen sich offenbar nicht um Tabus – Sex und Gewalt in allen Variationen, Enthüllungen, Entblößungen, die Dauershows unter der Gürtellinie, freiwillige Selbstverstümmelung von Talkgästen und Containerbewohnern, kurz das Prinzip von Sensation, Kitzel und Schock scheint das zu bestätigen. Ich sage scheint. Denn das Prinzip „nichts ist uns heilig“ öffnet nicht etwa unsere Wahrnehmung hin auf die auratischen Sphären von Sexualität, Tod und Gewalt, Intimität und Leidenschaft. Im Gegenteil, sie dichten ab, sie verlängern das Schweigen. Sie machen stumm, dumpf und gleichzeitig gierig. Der Beschuß an Eindrücken aus den sogenannten heiligen Bezirken, dieser ubiquitäre Pseudo-Tabubruch im Sinn von: Schaut, wir tun etwas Verbotenes! verschärft sogar die Verbote, indem er permanent daran rührt, ohne sie zu übertreten. Die Massenmedien gehorchen einem Erregungsprinzip, das stets mit dem Grenzgefühl der Berührungsangst spielt, ohne das ersehnt-gefürchtete Erlebnis *innerhalb* der Grenzen zu bieten, d.h. ohne die angereizten Wünsche zu erfüllen, die aus Angst und Lust bestehen. Das Ergebnis ist eine Sucht nach immer neuen Sensationen, immer neuen Tabuberührungen, eine Sucht, die in allererster Linie dem Markt dient: Einschaltquoten, Mausklicks, Verkaufszahlen. Die Frage, wie das im einzelnen geschieht, führt in andere Regionen. Als Anregung hier nur die These: Es ist das Format selbst, das dafür sorgt, daß der Bann nicht gebrochen wird.

Die Schweigegebote bleiben also bestehen. Mein Versuch, ins Innere der Rechtlosigkeit einzudringen, gab einigen Repräsentanten des Literaturbetriebs den Anlaß, sie neu aufzurichten – denn Tabus leben davon, daß sie immer wieder aktualisiert werden, sie sind ja keine geschriebenen Verbote. Man kann sie auch in Gebote nach der Form „Du sollst nicht“ umformen. Danach würde das erste lauten: Du sollst den Opfern ihr Leiden nicht wegnehmen, oder noch kürzer: Du sollst den Opfern ihr Leiden lassen. Aufgrund eines historisch bedingten Reflexes assoziiert ein denkender Mensch, zumal in Deutschland, an dieser Stelle automatisch die Konzentrationslager der NS-Zeit. Und in der Tat: Angesichts des Romans über Guantánamo wurde auf die KZ-Literatur verwiesen, zuallererst auf Imre Kertész' „Roman eines Schicksallosen“, in dem er seine Jahre als Jugendlicher in Auschwitz und Buchenwald beschreibt. Daraus wurde ein Verdikt abgeleitet: Wer dabei war, darf darüber erzählen, wer nicht dabei war, darf nicht. Das Tabu verwehrt also die aktive Einfühlung in eine Situation, die viele Menschen betraf und alle Menschen betroffen machen sollte, unter der Prämisse, daß die unaussprechlichen Erfahrungen Eigentum der Betroffenen seien. Damit zementiert es, hier nehme ich meine Schlußfolgerung vorweg, durch eine Art moralische Hintertür das Beschweigen des Judenmords und aller anderen jüngeren oder jüngsten Auslöschungen der Menschenrechte, und zwar aus zwei Gründen.

Der erste: Die Last der Erinnerung wird auf die überlebenden Opfer abgewälzt. Eigentum verpflichtet, auch das Eigentum an Leiden. Wer einmal die Hölle durchschritten hat, soll das für die anderen wiederholen – als nachträglicher pädagogischer Dienst an der Gemeinschaft. Die Opfer sollen stellvertretend für die Entronnenen sprechen, statt daß die Entronnenen sich an die Stelle der Opfer versetzen, um ihr Leiden zu verstehen und nachzuerleben. In diesem Sinn will ich das Tabu noch einmal umformulieren: Wer nicht dabei war, darf nicht – wer aber dabei war, *muß* darüber erzählen. Man weiß, was es bedeutet, wenn ein Folter- oder Vergewaltigungsoffer vor einem noch so gutmeinenden Gericht seine Traumata noch einmal durchleben soll. Gern tarnt man diese Zumutung mit dem gönnerhaften Hinweis, die nachträgliche Berbeitung diene der Bewältigung und Gesundheit. Damit wird die Frage nicht beantwortet, warum die Opfer zusätzlich die Bewältigung leisten sollen, die Aufgabe der Entkommenen ist. Zudem haben sich viele, die über ihre KZ-Zeit erzählt haben – etwa Primo Levi, Tadeusz Borowski, Jean Améry und, vermittelt, auch Paul Celan – später den-

noch umgebracht. Es ist, als wollte man den Opfern die Schuld dafür zuweisen, daß sie Opfer waren: Du hast uns mit deinem Leiden, deinem für uns unerträglichen Leiden eine ungenießbare Suppe eingebrockt, jetzt löffele du sie auch für uns aus.

Der zweite Grund betrifft die Zeit nach dem Tod der realen Opfer. Sobald die Zeugen nicht mehr leben, bedeutet ein moralisches Tabu wie dieses das totale Schweigen. Das Ende einer Zeugengeneration – und genau das ist in diesen Jahren im Fall der Shoah erreicht – müßte spätestens das Bewußtsein dafür wecken, daß Introspektion bzw. Fiktion der einzige Weg ist, die Entrechtung und Entmenschung jener Zeit im Gedächtnis zu behalten. Diesen Gedanken hat der Schriftsteller Jorge Semprún formuliert, der ebenfalls KZ-Häftling war. Im Vorwort zu dem 2002 erschienenen Roman „Klaras Nein“ von Soazig Aaron, der die Rückkehr einer Frau aus dem KZ beschreibt, sagt er: „Wir können ruhig sterben. Unsere Stimme, die Stimme der Zeugen, wird in dieser wunderbaren Fiktion weitergegeben und bewahrt.“ Angesichts der Veränderung der kollektiven Erinnerung durch das Ende seiner Generation brauchten wir, so Semprún, eine Generation, die Werke schafft, die „kühn (sind) in der Erfindung oder der getreuen Rekonstruktion der Wahrheit; bescheiden in der peinlichen Beachtung des Wahrscheinlichen; Werke, die es wagen, sich dieser erschütternden Herausforderung zu stellen.“ Und die Autorin selbst sagt: „Im Gegensatz zu den Historikern, die sich immer auf ihre Quellen berufen müssen, im Gegensatz zu den Zeitzeugen, die einfach nichts vergessen können, dürfen wir Schriftsteller uns dem Sog der Inspiration hingeben. Nachdem wir Material über ein Thema gesammelt und uns zu eigen gemacht haben, dürfen wir alles neu rekonstruieren.“ Vielleicht brauchen wir die Stimmen der letzten Zeugen noch dringend für diese Beglaubigung der Fiktion, für das Recht der Erfindung – so wie auch Imre Kertész eine ungewöhnliche Fiktionalisierung des KZs, den Film „Das Leben ist schön“, mit den Worten lobte: „Der Geist, die Seele dieses Films sind authentisch ... Benigni, der Schöpfer dieses Films, ... ist Vertreter einer neuen Generation, die mit dem Gespenst von Auschwitz ringt und die den Mut und auch die Kraft hat, ihren Anspruch auf dieses traurige Erbe anzumelden.“

Natürlich haben die beiden Männer nicht nur ihre Autorität als Opfer ins Spiel gebracht, sondern auch ihre Autorität als Künstler. Der Roman „Klaras Nein“ und der Film „Das Leben ist schön“ waren für sie gelungene Werke, im

Gegensatz zu den Holokitsch-Produkten bis zu dem, wie Kertész formulierte, „dinosaurierhaften Spielberg-Kitsch.“ Aber um das Wie geht es dem Verbot nicht, sondern um das Was; ein Tabu ist notwendig dogmatisch. Die Juryvorsitzende des Klagenfurter Bachmann-Wettbewerbs betonte, sie wolle die Vorzüge des *Guantánamo*-Textes nicht loben, weil der gewählte Schauplatz den Text allein schon unmöglich mache. „Geht das überhaupt?“ lautete die rhetorische Frage, in der die Antwort mitschwang, daß nicht sein kann, was nicht sein darf – nicht etwa das Lager, sondern das literarische, fiktionale Sprechen über das Lager. Diese Auffassung schlägt denn auch die Brücke von dem Gefangenenlager auf Kuba zu den NS-Vernichtungslagern. Die (inoffizielle) Schlußbemerkung lautete, ich würde wahrscheinlich nicht einmal vor dem Thema Auschwitz haltmachen. Offenbar darf es für Außenstehende nur eine Form des Gedenkens geben: das Gedenken mittels steinerner, sakraler Symbole – Andenken, Mahnmale, Museen, Gedenkstätten und den dazugehörigen Riten, kollektive, institutionalisierte Erinnerungen also, die notwendig zur Erstarrung tendieren. Beides jedoch, Schweigen und Stein, sind Formen der Fetischisierung, die eine äußerlich ehrfurchtsvolle Stille fordern. Innerlich führt das eine notwendig, das andere tendenziell zu Leere und Hohlheit. Lebendige Erinnerung, lebendige Vorstellungskraft darf nirgendwo haltmachen.

### *Bilderverbot*

Mit dem zweiten, realistischen Tabu kehre ich ganz nach Guantánamo zurück. Es lautet, als Gebot formuliert: Überlaß die realen Lager und die realen Opfer der Berichterstattung. Am deutlichsten fand sich dieses mehrfach formulierte Tabu in einer Rezension der „taz“: *Guantánamo*, heißt es da, sei „ein Roman mit eingebautem Verfallsdatum, weil hier Fiktion und sprachliche Imagination nur als vorläufiger Ersatz dienen, bis sie durch authentisches Material ersetzt werden. Literatur, die in überflüssiger Konkurrenz zum Journalismus Reportagethemen aufgreift.“ Daß dieser Bann gepaart war mit einer Anerkennung des Textes, machte das Tabu umso kenntlicher: Die Introspektion mag noch so glaubwürdig sein – weil sie im falschen Medium, nämlich der Imagination stattfindet, ist sie ungültig. Vielmehr: Sie ist gültig, bis die Reporter kommen – dann hat die Phantasie ausgespielt.

Der Wirklichkeitsbegriff, der hinter dieser Auffassung steckt, wird in der

Philosophie bisweilen „naiver Realismus“ genannt. Der philosophische Realismus gründet auf der platonischen Zweiweltentheorie, nach der es die höhere, der sinnlichen Wahrnehmung entzogene Wirklichkeit der Ideen und die niedere Wirklichkeit der realen Gegenstände gibt, die nur Nachahmungen der Ideen sind; die Werke der Kunst dagegen sind die niedrigsten, sie sind Nachahmungen von Nachahmungen. Platon betrachtet sie als Lügengeschpinste. Der naive, säkulare Realismus streicht die Ideenwelt und unterscheidet nur noch zwischen einer Wirklichkeit, die sich eins zu eins abbilden läßt, und den schönen Hirngespinnsten der Vorstellung, die in keiner Weise mehr mit der Realität korrespondieren. Was aber wären demnach richtige, was falsche oder nur vorläufig richtige Abbildungen? Ist der Tagtraum vom Eingesperrtsein weniger wahr als der Artikel eines Reporters, der ein Gefängnis besucht? Ist eine Fotografie wahrer als eine Zeichnung? Hat der Journalist keine Perspektive, wählt er nicht Ausschnitte, Formulierungen, verwendet er keine Wertungen, trifft er keine Entscheidungen für ein Detail gegen das andere, schreibt er intentionslos, ohne Rücksicht auf Wirkung, Anteilnahme, Urteil, gehorcht er keinen formalen Vorgaben und sprachlichen Vorlieben? All diese Fragen illustrieren nur die schlichte Tatsache, daß eine Realität ohne Vorstellung und Abbildung nicht denkbar ist. Erinnern wir uns, daß schon das Wort Information Gestaltgebung, Prägung, Einbildung bedeutet. Das naive platonische Credo der Authentizität gründet sein Urvertrauen, daß es eine unantastbare Wahrheit gebe, in einer fast religiösen Fiktion – der Instanz reiner Existenz ohne jede Vermittlung. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich der Bereich der Imagination gegen einen Bereich authentischen Materials abgrenzen. Was aber wiederum ist authentisches Material? Eine Filmaufnahme? Eine DNA-Analyse? Das Plastikarmband eines Gefangenen? Eine transkribierte Zeugenaussage? Eine auf 45 Minuten zusammengeschnittene Fernsehdokumentation? Eine Agenturmeldung?

Indem das realistische Tabu die menschenunmögliche Leistung der Objektivität behauptet, stellt es die Erkenntnis einer schrankenlosen Subjektivität anheim – der Willkür politischer und ökonomischer Instanzen, die durch ihre Macht definieren, was objektiv sei. In diesem Fall wird die Wahrheit dem Journalismus anvertraut, einem Instrument der Wahrheitsfindung, das nicht weniger Zweifeln unterliegt als das Instrument der Kunst, das damit diskreditiert werden soll. Der zweite Golfkrieg etwa ist als Krieg der Bilder in die Geschichte einge-

gangen: Ein Patchwork abstrakter Zielfernrohr-Videos sollte die Realität des Krieges abbilden. Für den Irakkrieg wurde das Prinzip des „embedded journalist“ erfunden – eine denkbar ungeeignete Voraussetzung, um Menschenrechtsverletzungen wie z.B. die in Abu Ghraib aufzudecken. Zwar bleibt der Journalismus trotz solcher Mißbräuche ein Erkenntnisinstrument – keines aber, das frei ist von Interpretationen; im Gegenteil, seine behauptete Objektivität ist eine gefährliche Fassade. Was sich uns als authentische Tatsache andient, ist oft nicht mehr als eine Suggestion medialer Informationsoberflächen, die nach dem Sensations- und Erregungsprinzip designt und aufbereitet sind: Bilder und Sinnesdaten, Mythen und Trivialitäten, Zufallsbeobachtungen und unbegriffene Assoziationen. Die künstlerische Phantasie will dieses Material gerade nicht als Wirklichkeit akzeptieren: Sie will wahrnehmen, aber nicht wahrhaben. Sie benutzt und zertrümmert, zitiert und komponiert das Vorgefundene, um zu einer anderen, neuen oder verdrängten Wirklichkeit vorzudringen – jener Welt, die uns in unseren Wunsch- und Alpträumen begegnet, die Welt des Menschseins.

Das realistische Tabu ist deshalb so gefährlich, weil es die Introspektion in den Bereich der Pathologie verweist. Es charakterisiert sie als Verführung eines unreifen, kindischen, spielerischen, gefühlsgesteuerten und irrationalen Bedürfnisses. Es erklärt die Kunst zum dürftigen Ersatz für harte Fakten. Es droht der einfühlerischen Phantasie, über kurz oder lang an der Macht der Wirklichkeit zu zerschellen. Der Mythos der reinen Wahrheit, der unsere menschlichen Empfindungen eines Tages Lügen strafen wird, erinnert an die monotheistische Zweiweltentheorie des christlichen Neuplatonismus: Die göttliche Wahrheit ist einzig und unverrückbar; die bloßen Erfahrungen, Ängste und Hoffnungen sind irdisches Chaos. In der Stunde der Wahrheit müssen wir reuig die Köpfe senken, weil wir den Götzen unserer menschlichen Intuition gedient haben. Das realistische Tabu wiederholt das zweite Gebot – Du sollst keine anderen Götter haben neben mir – und das Bilderverbot. Das bestätigt die Wortwahl der zitierten Rezension: Imagination als „vorläufiger Ersatz“, Literatur als „überflüssige Konkurrenz“. In einer von den Medien und den politischen Machtverhältnissen festgesetzten Zukunft bricht schließlich der jüngste Tag an, das Datum, an dem die messianische Wahrheit erstrahlt – das Verfallsdatum menschlicher Einbildungen und menschlicher Kunst, ja des Menschlichen überhaupt.

Dieses Zukunftsargument nahm ein anderer Rezensent auf und erklärte das Haltbarkeitsdatum für erreicht, wenn die ersten *Augenzeugenberichte* auftauchten. Ein Interview mit einem traumatisierten ehemaligen Gefangenen soll also die bis dato gehaltenen Vorstellungen von seiner Entrechtung erledigen. Für mich ist es, neben der Genugtuung, fast schmerzlich, daß die Details meines Textes in den Jahren nach seiner Veröffentlichung Punkt für Punkt durch die unzähligen Nachrichten und Gefangeneninterviews bestätigt wurden. Wirklich wichtig ist mir hier aber wieder die religiöse Implikation des Arguments von den kommenden Zeugen. Nicht zufällig ist der Messias das als Gott wiederauferstehende menschliche Opfer. Das reale Opfer wird geadelt, es wird selbst zum starren, unberührbaren Fetisch. Wohin die Übertragung der messianischen Vorstellung des Opfers führen kann, zeigt der Fall des Schweizer Benjamin Wilkomirski, dessen erschütternder Augenzeugenbericht einer jüdischen Kindheit im KZ mit dem Titel „Bruchstücke“ 1995 im Suhrkamp Verlag erschien. Das Buch wurde in viele Sprachen übersetzt und mit Preisen überhäuft, der Zeitzeuge wurde im Fernsehen, in Schulklassen und auf wissenschaftlichen Veranstaltungen befragt. Als sich die Biographie als bloße Erfindung herausstellte, da hatte weniger ein Autor eine gläubige Leserschaft als vielmehr diese sich selbst betrogen. Wer, aus Ehrfurcht vor dem Fetisch der Authentizität, die Imagination als Spinnerei abtut, kann am sogenannten Tag der Wahrheit einem Götzen gegenüberstehen. Die Untersuchung des Falls unter dem Titel „Von der Sehnsucht, Opfer zu sein“ belegt, daß hier der Götze selbst ein Spinner, ein trauriger selbsternannter Heiland war; beim nächsten Mal könnte es aber schon ein charismatischer Diktator sein.

### *Wir konnten es nicht wissen*

Die Grenze zwischen Wissen und Glauben, Tatsachen und Vorstellungen ist selbst eine Fiktion. Franz Kafka war nie in Amerika; sein Roman „Amerika“ verliert dadurch nicht an Gültigkeit. Ein anderer Kafka-Text, „In der Strafkolonie“, hat nicht nur realistische, sondern auch prophetische Qualitäten; er nimmt alle späteren militärischen Folterlager vorweg. Ginge es nach dem dritten Tabu, dann hätte Kafka mit seiner hellsichtigen Phantasie puren Unfug betrieben. Die Einbildungskraft, lautet der Vorwurf, hat weder Zugang zum äußeren noch zum inneren Raum von Rechtlosigkeit und Entmenschung. Einige Reaktionen im

Jahr 2004 behaupteten, man könne von dem Militärlager nichts wissen. Dieser Vorbehalt fällt in eine Zeit, in der das Internet gegenüber der Desinformation von Diktaturen ein großes Widerstandspotential birgt. Folgerichtig wurde es in meinem Fall als Gerüchteküche und Hort von Verschwörungstheorien charakterisiert. Angesichts der Resultate meiner Recherchen erinnerte mich dieses Verdikt an die Entschuldigungsformel meiner Eltern- und Großelterngeneration: Wir konnten nichts wissen. Dort waren es die Feindsender, die als Demagogen verteufelt wurden. Doch selbst im Ausland wollte man den eigenen Ohren und Augen nicht trauen. Innerhalb von fünf Jahren nach 1933 erschienen in der New York Times tausend kleine und große Artikel über die Judenverfolgung in Deutschland. Aber nicht einmal die Berichte des Polen Jan Karski, der 1942 und 1943 in den USA direkt von den Lagern berichtete, im zweiten Fall dem Präsidenten Roosevelt persönlich, zeigten Wirkung.

In all diesen Fällen wirkt, neben den politischen Strategien, die diese aktive Ignoranz leiten mögen, ein Abwehrmechanismus, der den Boten aus dem rechtlosen Raum als Hochstapler brandmarkt. Das Tabu, das hier zur Anwendung kommt, ist das der Hybris. Es unterstellt demjenigen, der aus dem Innern des Grauens erzählt, mangelnde Demut vor dem Grauen selbst. Das betrifft umso mehr die Erzählungen aus dem Innern der Leidenden. Das Tabu von Hochmut und Anmaßung gehorcht einem psychischen Angstreflex. Der Botschafter wird für die Botschaft geprügelt. Weil sie von der Gewalt handelt, wird sie als Gewalttat wahrgenommen – nach dem Muster: Das lasse ich mir von dir nicht erzählen (antun) – das kannst du anderen (Gutgläubigen, Schwachen) weismachen. Um sich vor den Schmerzen der Empathie zu schützen und um die Verdrängung eigener Ohnmacht aufrechtzuerhalten, wird der Kundschafter aus dem Dunkel als falscher Prophet gekennzeichnet und zum Schweigen angehalten.

Die Heiligung des Opfers, das Bilderverbot und der Vorwurf der Hybris sind drei mächtige Tabus, die in alter mythischer und religiöser Tradition stehen. Als solche widersprechen sie der Aufklärung – im ursprünglichen Sinn von Selbsttätigkeit und Mündigkeit, von der Autonomie des Menschen, über dem keine göttliche Autorität steht. Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen, lautet ihr Imperativ. Habe Mut, dich deines eigenen Gefühls zu bedienen, ließe sich hinzufügen. Das Wissen von der Gleichheit der Menschen ist keine gnädige Eingebung, sondern eine Verbindung von Mensch zu Mensch.

Auf einen Nenner gebracht, ist das Medium, das Menschen auf gleicher Höhe miteinander verbindet, die Erzählung oder die Mitteilung. Jede Nachricht *und* jede Fiktion ist eine Erzählung. Sie hat, solange die Verbindung nicht durch Verbote, durch Macht gestört wird, den Charakter einer Mitteilung – ohne Hierarchie von einem zum andern. Was wahr ist und was nicht, entscheidet keine höhere Instanz, sondern allein die Wahrhaftigkeit der Beteiligten. Das mag blauäugig klingen, ist aber gerade im Hinblick auf die Machtinstanz wichtig, der heute die Wahrheit überantwortet wird: der Medienmarkt, auf dem sie als Ware kursiert. Wer will, daß die Fiktion über Guantánamo schweigt, überträgt die Wahrheit über Guantánamo den Medien. Solange diese das Thema ignoriert haben, galt Guantánamo als unsichtbarer Ort; sobald sie es aufnahmen, galt ihre Berichterstattung als die allein seligmachende; seit Guantánamo als Inbegriff der Menschenrechtsverletzung im Antiterrorkrieg gilt, verdeckt seine mediale Präsenz wiederum andere Orte, von den CIA-Geheimlagern in Europa bis zu den Gefängnissen am Luftwaffenstützpunkt in Baghram oder auf der Insel Diego García.

### *Fragen an den Roman*

Zum Ende möchte ich, um das Bild zu vervollständigen, auf die gleichwohl existierenden Gefahren eines fiktiven Umgangs mit dem Leiden kommen. Ich bleibe bei meinem Beispiel, an dem ich selbst so viel gelernt habe. Zuerst die Gefahr, daß dies Perspektive eine Ideologie transportiert, die das Menschsein nur im Opfer beglaubigt sieht und es sich im Haß auf die Täter bequem macht. Seltsamerweise habe ich diesen Haß nie empfunden. Später habe ich nach Passagen gesucht, in denen die unmittelbaren Täter beschrieben werden. Und ich würde Sie gern selbst urteilen lassen, welche Haltung sich darin äußert:

**Zu dritt zu den Toilettenhäuschen, zum Hof, zur Dusche. Immer eingekellt, immer der umständlichen, brutalen Zärtlichkeit der Leibwächter anvertraut. Ihre unerbittliche Fürsorge erinnert Rashid an Notarztmannschaften, Samariter, Feuerwehrleute. Sie dulden, sie leiden, aber sie sind stark. Sie kontrollieren einander. Sie bellen wie kurz angebundene Hunde in ihrer klobigen Gaumensprache, die die Gefangenen dürr und unbeholfen nachahmen. Ihre Güte verstecken sie in irgendwelchen Häusern jenseits des Camps, ihre Namen unter einem grünen oder schwarzen Klebebandstrei-**

fen, den sie auf die Brusttasche heften. Sie sind Maschinen, die funktionieren, wenn sie rot sehen, grob, hart, zielgerichtet, bereit zu töten, wenn sie töten müssen. Sie wissen, was die Körper, die sie versorgen müssen, zum Überleben brauchen. Genauso zuverlässig beherrschen sie die Mittel, sie zu brechen, zu unterwerfen, zu demütigen. Sie sind Militärpolizisten im Stallbetrieb, grünbraun gefleckte, schwarz gestiefelte Riesen mit hohen Militärmützen, Experten in Menschenhaltung. Es sind Menschen, darin ist sich Rashid sicher; unter ihnen gibt es Frauen. Es tut weh, sie zu sehen, sie zu hören, von ihnen angefaßt zu werden. Der Alte nebenan drehte ihnen den Rücken zu, sobald er eine von ihnen sah, und verbarg das Gesicht in den Händen; er tobte, wenn er von einer eskortiert werden sollte, und als er eine anspuckte, verschwand er. Ihre Stimmen sitzen höher, näher am Herzen, da, wo die Brüste unter der Uniform stecken. Umso härter ist der Klang, der herauskommt, wenn sie bellen, befehlen, fragen: *What's up? What about you now? Woman*, ruft sie Tarik, und sie reagieren nicht, sondern treten fester auf, als würden sie verfolgt. Die Junge, Hübsche mit dem an den Mützenrand geklammerten Pony, die einzige weiße Soldatin, konnte schließlich beim Frühstück austreten nicht mehr ausweichen und sagte: *You have to call me MP, if not, you lose a recreation time*. Sie war es, die Tarik seither nicht mehr *woman*, sondern *Call-me-MP* nannte, der einzige MP, den Rashid je hatte lächeln sehen.

Eine andere Frage, die der Text aufgeworfen hat, betrifft die Gefahr, daß eine unmittelbare Einfühlung den eigenen Standpunkt verabsolutiert. Es gäbe durchaus Formen des erzählerischen Zugriffs, die diesen Standpunkt reflektieren und dadurch das Problem der Wahrheitsfindung selbst zum Thema machen. Es wäre z.B. möglich gewesen, die Figur eines Reporters einzuziehen, der das sogenannte authentische Material prüft, das sich ihm anbietet. Ich hätte also mein eigenes Material selbst in den Vordergrund stellen können, um den Prozeß transparent zu machen, den ich selbst durchlaufen hatte. In der Tat wäre diese Brechung der Perspektive, diese Thematisierung des Beobachterstandpunkts die modernere Version gewesen – eine Erzählung über das Erzählen oder die Unmöglichkeit des Erzählens. Daß ich diese Form der Distanzierung und der Absicherung nicht gewählt habe, ist Teil des Experiments, das auch ein Selbstexpe-

riment war. Ob sich darin, als Pendant zum naiven Realismus, ein naiver Glaube an die Kunst verbirgt?

Ich habe mich jedenfalls bemüht, nicht naiv vorzugehen, und das betrifft eine weitere Frage – jene nach dem gutgläubigen Engagement, das sich in dem erzählerisch ungebrochenen Standpunkt verbirgt. Denn dieser Standpunkt ist an eine bestimmte Kultur gebunden – die weiße Erste-Welt-Kultur, die unter anderem jenen Ländern, die heute wieder mit Krieg überzogen werden, durch den Kolonialismus ihre Standards aufgezwungen hat. Zu diesen Standards gehören auch die Konzepte der Aufklärung – und damit die der Menschenrechte. Bekanntlich gibt es eine kritische Strömung im Menschenrechtsdiskurs, der davon ausgeht, daß die Universalität der Menschenrechte so universal nicht sei, daß sie vielmehr das Menschsein immer noch im Sinn der Überlegenheit westlicher Kulturen definiere. Wie dem auch sei, es gibt gute Gründe, einer westlichen Perspektive zu mißtrauen, die diejenige eines ehemals Kolonisierten usurpiert. Nun stehe ich auf dem Standpunkt, daß Kunst und politische Korrektheit nicht zusammenpassen. Daß ich mich gescheut habe, meinen Protagonisten in der islamischen Kultur anzusiedeln, hat schlichtere Gründe: das Wissen um mein Nichtwissen auf diesem Gebiet. Es schien mir rein technisch unmöglich, die Wirkung der amerikanischen Gewalt auf gläubige Moslems oder auch nur Angehörige dieses Kulturkreises zu beschreiben. Zwar habe ich etwa das Faktum, daß sich ein moslemischer Gefangener gegen die Anwesenheit einer weiblichen Wärterin wehrt, in meinen Text eingebaut – von innen her hätte ich sein Verhalten aber niemals beschreiben können. Einen nur nominell moslemischen, in Deutschland aufgewachsenen Gefangenen konnte ich dagegen in seiner Entwicklung begleiten – und dabei ergab es sich ganz von selbst, daß er sich immer mehr mit dem Islam identifiziert, als einzige Zuflucht, als letzter Widerstand.

Im Kern reduziert sich die Wahrhaftigkeit der fiktionalen Introspektion in den entrechteten Menschen auf eine einzige Anstrengung. In der künstlerischen Gestaltung bekommen all die moralischen Kategorien, Mitgefühl, Glaubwürdigkeit, Respekt, Demut, einen ästhetischen Sinn; sie werden beglaubigt durch ästhetisches Gelingen oder, klarer und altmodischer gesagt, durch Schönheit (die natürlich nicht Harmonie bedeutet). Meine ganze Arbeit galt diesem Gelingen, ohne das weder Recherche noch Einfühlung ein Ziel gehabt hätten. Erst da stellt sich eine Frage der ästhetischen Moral. Darf die Darstellung von Schmerz, Un-

terwerfung, Verzweiflung „gut“ sein wollen, d.h. literarisch stimmig, poetisch schlüssig und abgerundet? Durfte ich dem Wunsch nach Vollkommenheit folgen? Wird nicht dadurch das Leiden, um das es geht, gegen Mitleid abgedichtet und das Schreckliche genießbar gemacht?

Ich selbst mußte ein inneres Tabu überwinden, um mich der Läuterungsregel zu entsinnen: Kunst ist zum Genuß da. Ich habe den „Roman eines Schicksallosen“ mit Genuß gelesen und den Film „Das Leben ist schön“ mit Genuß gesehen. Ich empfand, wie so viele, eine Art glückliches Entsetzen, als der kleine Sohn am Ende den versprochenen Panzer ins Lager fahren sieht und im Glauben, das sei Teil des Spiels, das ihn über die Zeit gerettet hat, triumphierend ruft: „Wir haben gewonnen!“ Benigni hat hier, was auch immer man gegen den Film anführen mag, so etwas wie ein herzerreißendes Paradox geschaffen.

Die Katharsis, von der Aristoteles sprach, ist eine Form der Lösung, wenn nicht der Erlösung durch die Kunst. Vielleicht haben deshalb sowohl Imre Kertész als auch Primo Levi ihre Berichte aus dem Lager „Roman“ genannt – im Bewußtsein, daß sie eine Erzählung geformt hatten, die nicht in erster Linie Tatsachen liefern, sondern reinigen sollte. Im Vorwort von „Ist das ein Mensch?“ steht der Satz: „Es scheint mir überflüssig hinzuzufügen, daß keine der Tatsachen erfunden ist.“ Was mich, als Außenstehende, beim Erfinden geleitet hat, habe ich aus dem Vorgefundenen geschöpft – das seinerseits, wie all die Lager, aus menschlichen Erfindungen besteht, die gegen den Menschen gerichtet sind. Ins Innere aber – heißt es im Vorwort meines Romans – kann nur die Vorstellung schauen, und das einzige zugängliche Innere ist das eigene. Und wir müssen davon ausgehen, daß es dem aller andern Menschen verwandt ist – im Guten wie im Bösen.

*Vorlesung an der TU Dresden ( Ringvorlesung zum Thema „Menschenrechte“), Juli 2007*